

ULLA HAHN

Gesammelte Gedichte

ULLA HAHN

Gesammelte Gedichte

Mit einem Vorwort
von Ulla Hahn und
einem Nachwort von
Dorothea von Törne

Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

Vorwort. Von Ulla Hahn	9
Herz über Kopf	17
Spielende	99
Freudenfeuer	193
Unerhörte Nähe	289
Liebesgedichte	369
Epikurs Garten	395
schloss umschlungen	479
Galileo und zwei Frauen	501
So offen die Welt	603
Widerworte	701
fünfte jahreszeit	797
Nachwort. Penelope am Schreibtisch. Von Dorothea von Törne	815
Anhang	837

Für KvD

Vorwort

Diese Sammlung enthält meine in früheren Bänden veröffentlichten Gedichte. Darunter auch den Privatdruck *schloss umschlungen* zur 800-Jahr-Feier der Stadt Heidelberg von 1996 sowie neue, hier zum ersten Mal gedruckte Gedichte *fünfte jahreszeit*.

Die vier Bände aus den achtziger Jahren, jener Zeit der großen Suchbewegung nach der ›Zeile/die mir sagt/wo ich mich find‹, bilden dabei eine aus heutiger Sicht überraschende Einheit.

Mut und Widerborstigkeit bescheinigte mir Karl Krolow in seiner Laudatio zum Hölderlin-Preis (1985). Ich ahnte wohl: Jedes Gedicht, das ich schreibe, vermindert die Angst und schafft Platz für Mut und Lebensfreude. Solange ich Wörter finde für mein Glück oder Unglück, solange ich aus meinen Erfahrungen Erfindungen machen, Erfahrungen und Erfindungen so verweben kann, dass neue Wirklichkeiten entstehen, geformte Sprache, Gedichte, kann ich nicht aussichtslos unglücklich sein. Die gelungene Form verwandelt Trauer und Verzweiflung in Trost. ›Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen, /Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus‹, so Friedrich Hölderlin.

Mit der Zeit machten sich meine Gedichte auch selbst zum Thema, griffen die ironische ›Ars poetica‹ aus dem ersten Band ernsthafter auf. Doch nie habe ich Kraft darauf verwenden wollen, Sprache vom Leben zu trennen, als sei das Ziel des Dichtens einzig das Bemühen um die Sprache, die Dichtung selbst. Ich sah und sehe es wie T. S. Eliot: ›If you aim only at poetry in poetry, there is no poetry either.‹

Wer nichts als Kunst machen will, landet in der Verse schmiede.

Dichter haben zwei Väter: David und Orpheus, den Redner und den Sänger. Wo der eine vorherrscht, muss der andere als Verwandter in der Nähe sein. Dichtung darf sich nicht vom Denken lossagen. Wo gesprochen wird, werden Gedanken mitgeführt. Alles andere ist Gebrabbel. Dass ›die Sprache spricht‹, ist Unsinn. Der Autor ist für das, was ›die Sprache spricht‹, verantwortlich. Und es ist keine Einschränkung, sondern seine Chance, dass sein Kunstmaterial, die Sprache, an eine äußere Referenz, an allgemeinverbindliche Bedeutungen und Konventionen gebunden ist. Seine Chance, nicht in die Beliebigkeit abstrakter Ver-Antwortungslosigkeit zu geraten. Mitteilungsfunktion und Materialaspekt der Sprache gehören zusammen. Sprache lässt sich nicht in absolute Form und absoluten Inhalt spalten. Trennung führt zu rhetorischer Banalität oder zu verkünsteltem Leerlauf.

Hat moralisches Engagement also Vorrang vor der Ästhetik? Genauso gut könnte man mich fragen: Willst du lieber atmen oder essen? Alles ernsthafte Schreiben bleibt der Versuch, diesen Dualismus zu überwinden. Wer schreibt, als wären Ästhetik oder Gesellschaft jeweils ohne ihr Gegenüber vorstellbar, nimmt menschliche Erfahrung nur bruchstückhaft wahr. Sprache *ist* sozial und *hat* moralische Dimensionen. Dichtung bedarf keiner gutgemeinten Ergänzung von moralischer oder soziologischer Seite. Dichtung ist moralisch, ist human – oder keine Dichtung.

Demut wäre angebracht, da jeder von uns zu einem großen Entwurf gehört, den wir nicht kennen. Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Kein Gedicht kann diese Rätsel lösen. Aber den Stachel des Erkennenwollens, das Ringen nach Erklärungen, den Hunger nach Sinn möchten wir auch im Gedicht spüren. Und wenn aus dem Wortkörper

eines Gedichts, aus dem Zusammenspiel zwischen Form und Inhalt diese einzigartige Melodie sich erhebt und zu schweben beginnt, zu kreisen, dann rührt das Gedicht an das Beste im Menschen: das Gefühl der Freiheit. So, wie es in ›Künstlers Abendlied‹ heißt: ›und dieses enge Dasein hier / zur Ewigkeit erweitern‹ (Goethe). Natürlich gelingt das nur selten vollkommen. Nicht von ungefähr hat Gottfried Benn von den sechs bis acht gelungenen Gedichten als Resultat eines Dichterlebens gesprochen. Jedes Gedicht muss geduldig und achtsam warten können auf den Augenblick, da Erfahrungen frei werden für Bilder und Sprach-Erfindungen.

In den neunziger Jahren gaben Aufenthalte in den USA und Begegnungen mit amerikanischer Dichtung meinem Schreiben neue Impulse. Ich und Welt wurden nicht mehr, wie in den frühen Bänden, als Gegensatz erlebt. Lyrisches Ich und Welt durchdringen einander. Das öffnet Grenzen – auch für die Form. Die Suche nach Welthaltigem, das Bemühen, Leben festzuhalten, Platz zu schaffen für immer neue ›Geisterblicke‹ (Eichendorff), die auch das Entlegenste zusammenrücken, lässt dann Gedichte zuweilen auch überborden, ausufern. Wirklichkeit erscheint nicht länger linear, kausal; sie wird kaleidoskopisch erfasst. Ein Weitergleiten des Auges – und Satz- und Bildgefüge fallen auseinander und formieren sich neu zu offenen Wörterfolgen, Wortmelodien. Das Lyrische Ich erscheint im Sprechakt, nicht in der Grammatik, wie etwa im Gedicht ›Frucht in der Farbe der Luft‹ (1997).

Ob in gebundenem oder freiem Vers geschrieben wird, ist weder fort- noch rückschrittlich. Freier und gebundener Vers sind keine gegensätzlichen, sondern sich ergänzende Techniken. Gebundene Verse tragen zur Fokussierung und Präzision freier Verse bei; der freie Vers hilft, die gebundenen Gedichte vielgestaltig, locker und näher am Sprachgefühl der Zeit zu halten. Beide werden gebraucht, um der

Dichtung – und dem Dichter – Kraft und Lebendigkeit zu bewahren.

Das Ziel der Dichtung ist Gesang. In den Kindheitstagen der Dichtung konnte nur die gebundene Rede Dichtung haltbar und transportfähig machen; sie war Stütze für das allein auf das gesprochene Wort angewiesene Gedächtnis. Dichtung brauchte das Ohr, den Hörer; ein Gedicht ohne Melodie war dem Vergessen preisgegeben.

Auch der freie Vers darf diesen Gesang nicht verlieren. Ohne Sprachmusik gibt Dichtung gerade das auf, womit sie uns in ihren magischen Zirkel lockt. Man beobachte Kinder, wenn sie ihre ersten Verse lernen. Ihre Freude am Reim, der Wiederholung von Hebung und Senkung der Silben. Gerade freie Verse verlangen vom Autor wie vom Leser ein feines Gehör. Man lese dazu noch einmal Bertolt Brechts Aufsatz ›Über reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen‹. Oder denke an das Zwiegespräch in Richard Wagners *Die Meistersinger von Nürnberg*. ›Wie fang ich nach der Regel an?‹, fragt Walther. Antwort Hans Sachs: ›Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.‹ Man kann es nicht oft genug sagen: Ohne diese frei gewählte, von Gedicht zu Gedicht neu gestellte Regel gibt es keine Poesie. Diese Regel als Leser sogleich zu erkennen ist nicht wichtig; aber man muss spüren, dass es sie gibt, dass der Autor bemüht war, dem Sprachfluss einen Damm zu bauen – oder ihn lustvoll einzureißen.

Nach dem Gedichtband *Galileo und zwei Frauen*, in dem sich ausgreifende Formen schon ankündigen, drängte es mich zur Prosa. Die knappe Form war dem, was ich sagen wollte, nicht mehr angemessen. Als ich nun für die hier vorliegende Sammlung die Gedichte aus den achtziger Jahren wieder las, fielen mir nicht wenige Motive auf, die ich ein gutes Jahrzehnt später im Roman *Das verborgene Wort* (2001) episch ausgestaltet hatte. Das Handwerk, den Umgang mit Sprache,

hatte ich als Lyrikerin gelernt. Jedes Wort auf die Goldwaage zu legen, wie es im Deutschen so schön heißt, Rhythmus und Präzision sollten auch beim Erzählen der Maßstab sein. Dass es die Form ist, die den Stoff vertilgt, diese Maxime Friedrich Schillers war (und ist) auch die meine.

Beeinflusste die Prosa wiederum meine Lyrik? Vermutlich. In *So offen die Welt* (2004) und *Widerworte* (2011) bewegte ich mich mit neuer Unbekümmertheit und Gewissheit, dass mir mein Handwerkszeug, die Sprache, immer geneigter zur Verfügung steht. Eine Gewissheit, die mir im Bemühen um die Prosa weiter zugewachsen war. Doch es scheint, als dränge es mich, sobald ich ein Prosastück abgeschlossen habe, ad fontes, zurück zu den Quellen, zur Arbeit am Gedicht.

Nachdem der dritte Band meiner autobiographischen Romane weitgehend durchgeschrieben war, suchte ich eine besonders strenge, knappe Form: das Haiku. Spielend ›Mensch sein‹ im Sinne Schillers wollte ich nach einer langen Phase strikter Zurückgezogenheit in die Zeit der sechziger Jahre des Romans: ›Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.‹ Was aber wäre ein Spiel ohne Regeln? Die man sich ›selber stellt‹ und freiwillig einhält? Aus spielerischem Ernst und ernsthafter Spielfreude sind diese Haikus entstanden, aus lustvollem Befolgen und Verletzen der Vorschrift, und so möchten sie gerne gelesen sein.

Denn was auch immer ich schreibe, ist verlorene Liebesmüh – ohne Lesende. Auf die Frage ›Für wen schreiben Sie?‹ habe ich einmal geantwortet: ›Für den, der fragen will.‹ Meine Gedichte sind meine (vorläufigen) Antworten auf meine Fragen. Geformte Sprache macht persönliches Erleben universell; meine persönliche Antwort so allgemein, dass sich darin erkennen kann, der fragen will wie ich.

Wer nicht glaubt, im Gedicht etwas zu finden, das ihm unter die Haut gehen könnte, für den bleibt es ein Buchstabenhaufen. Geduld muss der Leser aufbringen und freudige Neugier auf sich und die Welt; den gleichen Eifer, die gleiche Energie und Freude am Wort wie der Autor. Nur dann wird das Gedicht *sein* Gedicht. Oberstes Gebot dabei: Nicht zu fragen, was will der Dichter damit sagen? Sondern: Was sagt dieses Gedicht mir? Denn jedes Gedicht wird im Kopf der Leserin, des Lesers zu Ende geschrieben. Es gibt so viele Gedichte, wie es Lesende gibt.

Selbst vor meinem eigenen Gedicht bin ich eine Leserin von vielen; ich kann etwas zur Entstehung sagen, auf Aspekte hinweisen, aber was ich mit dem Gedicht sagen wollte, ist mit dem Gedicht gesagt. Der Leser bleibt, wie der Autor, auf sich gestellt – und auf sein Vertrauen, das er dem Gedicht entgegenbringt. Dem Vertrauen des Autors, etwas zu sagen zu haben, entspricht das des Lesers, sich etwas sagen zu lassen. Das Glück der Selbsterweiterung oder Selbstvertiefung wird dann beiden zuteil: Autor und Leser.

Ein Gedicht ist wie eine Partitur. Musik macht daraus erst der Musikant. Lesen ist Musik spielen und hören zur selben Zeit. Lesen Sie laut! Nehmen Sie das Gedicht in den Mund. Öffnen Sie ihm Augen und Ohren, Verstand und Gefühl. Erfahren Sie die Sinnlichkeit des Sprechens, der Sprache; lassen Sie sich mit dem Klangkörper Gedicht auch selbst körperlich ein.

Einmal gedruckt, gehören Gedichte nicht mehr dem, der sie schrieb. Sie gehören denen, die sie lesen, die sie brauchen.

Ulla Hahn, Hamburg im Juli 2013

Herz über Kopf

1981

Das wär ein Leben

Ich bau mir mein Nest in der Achselhöhle
vom Mann mit dem Goldhelm. Geht er
so gehe ich bewegungslos mit. Krümmt er
den Leib tue ich aufrecht desgleichen.
Isst er sein Brot im Schweiß seines Angesichts
lieg ich betört von den Düften ihm
unterm männlichen Arm.
Seine Rede Ja Nein ist fraglos immer
die meine. Säe nicht ernte nicht: Er
nähret und kleidet mich doch. Nichts
verlangt er dafür als sein tägliches Quantum
Rosen dornenlos wind ich den Kranz ihm
zwtischernd ums göttliche Haupt.

Im Rahmen

Eine Frau am Fenster allein
stehend die Arme gekreuzt
vor der Brust im zarten
pastell Musselin
wartend dass einer sie fasse
in seinen altgoldenen Rahmen
ist nur auf Bildern schön.
Wenn sie am Telefon lauert frei
Zeichen skandiert die Muschel
poliert ist das
nicht zum Ansehn.

Mit Haut und Haar

Ich zog dich aus der Senke deiner Jahre
und tauchte dich in meinen Sommer ein.
Ich leckte dir die Hand und Haut und Haare
und schwor dir ewig mein und dein zu sein.

Du wendetest mich um. Du branntest mir dein Zeichen
mit sanftem Feuer in das dünne Fell.

Da ließ ich von mir ab. Und schnell
begann ich vor mir selbst zurückzuweichen

und meinem Schwur. Anfangs blieb noch Erinnern
ein schöner Überrest der nach mir rief.

Da aber war ich schon in deinem Innern
vor mir verborgen. Du verbargst mich tief.

Bis ich ganz in dir aufgegangen war:
da spucktest du mich aus mit Haut und Haar.

Er kommt

Einkaufen: Kirschsafte Spinat und
neue Kartoffel Spargel nicht der
ist noch zu teuer oder ach was
zwei Pfund Spargel bitte.

Oh mein Gott: dem Friseur ging
die Farbe aus. Nehm ich statt
Rot Mahagoni nur nicht
vorne so kurz.

Wie angegossen das Kleid: aber
die Jeans sitzt straffer blau
liebt er und schwarz schön
also schwarzblau.

Steht die Uhr: nein noch einmal das
Beethoven Trio im zweiten Satz geht
die Klingel ich öffne die Tür
du schon da?

Wirbelsäule

Ich kenne deine
Runzeln rund um die Augen
von meinen Lippen
und deine Lippen haben
meine aufgespannt
und verbogen
zur Lust auf Lust.

Deine Falten
rechts und links
vom Mund
kennt der Zeigefinger
meiner rechten Hand

deine rechte Hand
verbirgt nichts
was deine Linke tut
meinen beiden Händen.

Ein Stückchen Halshaut
haben sich meine
Augen, Hände und Lippen erschlichen
bis zum obersten Knopf
deines Hemdes.

Aber Phantasie und Erkenntnis-
Theorie
knöpfen dich langsam sorgfältig auf
bis auf die Knochen.

Mit leeren Händen

Dreimal kehr ich zurück
ich versprach dir's. Dreimal
wartete ich auf dich unter
den Malven am Markt.

Dreimal bot ich der Alten
Narzissen, Ranunkeln und
Syringen aus Persien für
dreimal eine Nacht mit dir.

Alles nahm sie mir ab
Blumen und Perlen die
wollt ich dir schenken
zur dritten Nacht

als ich zu dir kam
mit leeren Händen und
weitgeöffneten Poren. Nichts
hielt ich verborgen.

Ach da zogst du mir
das Fell über die Ohren
schmiegtest es wohlrig
der Alten ums Füßchen.

Tote Liebe

Tote Liebe Mauer
blümchen zweigeteilt
niemals vergessen vergessen
die Liebe auf dem Lande
im Lenz sind alle Katzen
grau in der Nacht wenn
die Liebe erwacht unterm
Laken gezogen bis
über die Stirn.

Der Himmel

Der Himmel liegt seit heute Nacht
in einem Ellenbogen
darein hatt' ich gesmôgen
Das kin und ein mîn wange
viel lange Zeit.

Der Himmel ist einsachtzig groß
und hat die blauen Augen
zum Frühstück aufgeschlagen
all so ist auch sein Magen
von dieser Welt.

Und mich

Wenn du willst
nehme ich alles
zurück meine Tränen
fließen mir in die Augen
mein Lachen flieht
hinter meine Lippen
scheuen vor deinen
zurück hast du
alles genommen
was will ich
mehr als alles
zurück.

Alle hastigen Züge zu dir
fahre ich zurück durch
die platten Wiesen kaum
Mai. Jede Ankunft
bei dir ein Abschied mehr.
Jedes Wort schlag ich mir
in die Kehle
zurück
nehm ich alles
was du nicht willst
und mich.

Meine Trauer

Meine Trauer mein blankes
Kupferkesselchen blank
geputztes
Komm wir setzen uns
Tränen auf
aber mit
Grazie mild wie
Vanille wollen wir
ihm doch
gefallen
wenn er
nie mehr wiederkommt.

Altes Lied Ungereimt

Breit mich als Bärenfell
unter sein Leib
dreh ihm kohlschwarze
Locken ins Haar

Halt ihm mein Mäulgen hin
schenk ihm mein Herz
küsst er mich tausend Stund
bis auf den Grund

Holt mich am Morgen
über den Zaun
schmeißt mich beim Abendgraun
aus seinen Federn

Sitzt hinterm Ofen
bei seinem Frauchen
macht ihr ein Kratzfuß
will uns nit tauschen

Kraul mir ein Kätzelein
in meinem Schoß
leck mir die Fingerspitz
macht mich nit nass

Warten

Alles verraten verkauft
die Braut
kaut auf den Fingernägeln.
Blut im Schuh tropft
in Ramboisses primeur.
Noch ein Glas bitte. Danke
es lässt
der Europaton grüßen. Die
Leitung ist frei.

Ach was

Ach was Verzweiflung da
könnte ja jeder kommen
und gehn. Mal sehn
ob die Wegwarten noch
übers Jahr übers Jahr
an den Sommerrändern stehn.

Ach was Verzweiflung du
könntest ja wieder kommen
und gehn. Mal sehn
ob der Vollmond schon
und dein Galgenstrick
sich über den Hügeln drehn.

Ach was Verzweiflung ich
kann doch zu jedem kommen.
Mal sehn
wie es ist im
goldenen Kleid und
mit Blut im Schuh
zu gehn.

Ohne Schnee

Wie könnte ich gut leben ohne
diesen Schnee diesen Winter.
Er sperrt mich nach innen
aus. Krümmt mir mein
Haar in den Kopf. Meine
Lippen ziehn sich zurück
meine Zunge hinter
die Zähne. Und da fällt
dieser Schnee dieser Schnee
und das Eis
schmilzt nicht weiter.

Anständiges Sonett

*Schreib doch mal
ein anständiges Sonett*

St. H.

Komm beiß dich fest ich halte nichts
vom Nippen. Dreimal am Anfang küß
mich wo's gut tut. Miss
mich von Mund zu Mund. Mal angesichts

der Augen mir Ringe um
und lass mich springen unter
der Hand in deine. Zeig mir wie's drunter
geht und drüber. Ich schreie ich bin stumm.

Bleib bei mir. Warte. Ich komm wieder
zu mir zu dir dann auch
›ganz wie ein Kehrreim schöner alter Lieder‹.

Verreib die Sonnenkringel auf dem Bauch
mir ein und allemal. Die Lider
halt mir offen. Die Lippen auch.

Tränen

Ohne Tränen vorbei
gehst du in
Samt und Seide
fühlst wie ich
weine ich weine
aber dein Rock
wird nicht nass.

Angeschaut

Du hast mich angeschaut jetzt
hab ich plötzlich zwei Augen mindestens
einen Mund die schönste Nase
mitten im Gesicht.

Du hast mich angefasst jetzt
wächst mir Engelsfell wo
du mich beschwertest.

Du hast mich geküsst jetzt
fliegen mir die gebratenen
Tauben Rebhühner und Kapaunen
nur so ausm Maul ach
und du tatest dich gütlich.

Du hast mich vergessen jetzt
steh ich da
frag ich was
fang ich allein
mit all dem Plunder an?

Hallo Ja

Ach mein Herz will nach
Haus doch wohin
soll es sich wenden?
Am Telefon lässt
der Europaton grüßen an
dauernd und auf der Höhe.
Das Freizeichen reißt
dich nicht los. Lesen
also. Nochmal einen Brief
aus Giumaglio. Alt
wirst du schreibst du. Das
weiß ich: Dir
fallen die Haare aus. Aber
mein Herz mein Herz
saust um dein Haus
rüttelt dass sich die Balken
biegen im Hauch und Flauberts
L'Education sentimentale.

Also nochmal. Den
Finger ins Loch. Null
nulldrei undsoweiter. Komm
nimm den Hörer ab. Lass
deine Hausschlachtung stehn.
Hallo
Hallo. Ja. Nein nichts
Neues. Ich kann nicht
reden. Morgen früh. Aber ja. Schlaf gut.

Diese Mörderin

Diese Mörderin lässt mich
nicht im Stich
glaub ich mich sicher
schickt sie mir dich

und jagt dich fort
ich bin allein da
rennt mir die Zeit
den Schädel ein.

Fundevogel

Verlässt du mich nicht so
verlass ich dich
nimmermehr
findest du eine
wie mich schnell
hinterher
weinst du ich
weine so
teilen die Tränen wir auch.

So

Auf der rechten Seite
so liegen dass
die Knie das Kinn
fast berühren. Sich den
Rücken freihalten für einen
nicht zu weichen
schmiegsamen Bauch.
Beine auch die mit meinen
scharf in die Kurve gehn
zwanzigfach Zeh'n
ganz unten. Ums Herz
in der linken Brust eine
Hand die den Schlag spürt
und bleibt im Nacken
ein schlafender Mund Speichelfäden.
Morgens aufwachen.
Immer noch da sein.
So.

Gibt es eine weibliche Ästhetik

Ich sehe deine Augen
mit den hängenden
Lidern am Kinn
Fettfalten die Stirn
gefurcht deine
dünnen spitzen
Ohren überm fahlen
Haar die
kahle Stelle
am Hinterkopf ich
denke du bist
von allen Männern
der schönste.

Winterlied

Als ich heute von dir ging
fiel der erste Schnee
und es machte sich mein Kopf
einen Reim auf Weh.

Denn es war die Kälte nicht
die die Tränen mir
in die Augen trieb es war
vielmehr Ungereimtes.

Ach da warst du schon zu weit
als ich nach dir rief
und dich fragte wer die Nacht
in deinen Reimen schlief.



Ulla Hahn

Gesammelte Gedichte

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 880 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04220-0

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: November 2013

Dieser Band versammelt Gedichte von Ulla Hahn aus den vergangenen vier Jahrzehnten versammelt, ergänzt durch neue, bisher unveröffentlichte Texte. Die Melodien von Ulla Hahns Versen verfügen über unverwechselbare, eigenwillige Töne; ihre Rhythmen klingen lange nach in den Ohren begeisterter Leserinnen und Leser. Im offenen Spiel neuer und überlieferter Formen findet sie Worte für Liebe und Verzweiflung, Erinnern und Vergessen, Geschichte und Gegenwart.

Die großen, ihre Lyrik bestimmenden Themen sind geblieben; der Blick der Dichterin ist weiter geworden, gelassener und freier zugleich. Vierzig Jahre Liebes- und Lebenslyrik, die bleibt.



[Der Titel im Katalog](#)